

Peter A. Riebo,

Gleich und gleich...

BS. Berlin, 26. August. Der Bischof von Rochester hat in einem Kirchenblatt die charakteristischen Eigenschaften des Engländers unter die Lupe genommen und festgestellt, daß der Engländer an Unaufrichtigkeit, Lüge, Laster in der Moral, Unehrlichkeit und Verachtung leide. Er hat damit ein vorzügliches Bild geliefert, nicht nur des Durchschnittsengländers, sondern vor allem der führenden Schichten, die in der Politik den Ton angeben und die es auch zustande brachten, daß mit englischer Hilfe ein neuer Krieg entfesselt werden konnte.

Diese Charaktereigenschaften haben auch ihren Niederschlag in der sogenannten Atlantik-

Charta gefunden, die allerdings nicht nur ein Nachwort Churchill, sondern auch Roosevelt ist. Beide, Churchill und Roosevelt, geben sich an Unaufrichtigkeit, Unehrlichkeit und moralischer Verfall. Gerade deswegen verurteilen sie sich auch immer wieder gegenseitig über's Ohr zu hauen. So zeichnet sich am Horizont schon ein neuer Streitgegenstand zwischen Amerika und England ab. Im Unterhaus stellte der Außenminister fest, daß die italienischen Kolonien an Italien nicht mehr herausgegeben würden. Daraufhin gab der Leiter der Afrika-Abteilung im Washingtoner Außenamt, Wilfard, sehr deutlich zu verstehen, daß England nicht allein über die italienischen Besitzungen zu bestimmen habe. Amerika meldet also schon seinen Anspruch auf Libyen und Ostafrika an.

Und die Engländer, die schon in Französisch-Nordafrika gründlich betrogen wurden, werden gegen die amerikanischen Gelüste auf andere afrikanische Gebiete nichts unternehmen können. Selbst wenn sie alle ihre Gangsterneigungen in die Waagschale werfen würden, tämen sie gegen die Amerikaner nicht auf, die sich auf ihr politisches und materielles Übergewicht den Engländern gegenüber verlassen und durchaus nicht gewillt sind, ihren alten Traum, das britische Empire aufzulösen und zu beerben, an den Nagel hängen. Dieser Traum ist jedoch das Produkt englischer Unaufrichtigkeit und Unehrlichkeit. Denn auf diesen Minderwertigkeiten baut sich die englische Politik auf, die zu einer völligen Vernichtung der englischen Interessen und zu einer Unterminierung des britischen Weltreiches geführt haben.

Der letzte Gouverneur von Kamerun

Dr. Karl Ebermaier gestorben

BS. Berlin, 28. August. Dr. Karl Ebermaier, der letzte deutsche Gouverneur von Kamerun, ist in seinem Heim in Bernried am Starnberger See im Alter von 80 Jahren gestorben.

Dr. Ebermaier, der seine ganze Lebensarbeit den afrikanischen Kolonien Deutschlands gewidmet hatte, begann seine Kolonialaufbahn nach dem Studium der Rechtswissenschaft im Jahre 1898 als Oberrevisor in Dar-es-Salaam, dem Regierungssitz der jungen deutschen Kolonie Deutsch-Ostafrika. Nach Jahren erfolgreicher Arbeit, zu der auch die Erkundung der Wirtschaftsverhältnisse in dem Gebiet zwischen dem Kilimandscharo, dem Meru-Berg und dem Victoria-See sowie die Teilnahme an Verhandlungen mit England und Belgien über die Abgrenzung des ostafrikanischen Schutzgebietes gegen Uganda und den Kongo-Staat gehörte, wurde er 1911 zunächst mit Direktorialgeschäften beauftragt und im nächsten Jahre zum Gouverneur von Kamerun ernannt. Er handelte damit an der Spitze der zukunftsreichen Kolonie in Afrika.

Nicht nur mit dem raschen Aufstieg dieser Kolonie ist sein Name eng verbunden, sondern mehr noch mit der zähen Verteidigung Kameruns während des ersten Weltkrieges. Durch die Einberufung von Reservisten, den Zuzug von Freiwilligen und die rasche Auffüllung der farbigen Truppe setzte er die deutsche Schutztruppe in die Lage, dem vielfach überlegenen Gegner erfolgreichen Widerstand zu leisten. Erst als die deutschen Bataillone zu einem Kausse zusammengebrochen waren und fast die letzte Patrone verschossen war, verließ auch Dr. Ebermaier mit der deutschen Schutztruppe Kamerun und trat auf das neutrale spanische Gebiet über, wodurch sich die Kämpfer für Deutschlands Kolonialbesitz der englischen Kriegesgefangenschaft entzogen.

Ende 1919 kehrte er in die Heimat zurück und stellte seine Persönlichkeit und seine großen Erfahrungen noch lange Jahre in den Dienst der deutschen Kolonialbewegung.

König Boris erkrankt

Sofia, 27. August. Die bulgarische Morgenpresse bringt folgende amtliche Mitteilung über die Erkrankung des Königs Boris von Bulgarien:

„Seine Majestät der König ist seit drei Tagen ernstlich erkrankt. Seine Behandlung liegt in den Händen der besten Spezialisten.“

Abn Saud lehnt ab

Stockholm, 27. August. Nach einer Reuters-Meldung aus Kairo hat der ägyptische Ministerpräsident Nubia Pasha am Donnerstagabend mitgeteilt, daß König Ibn Saud es abgelehnt habe, einen besonderen Vertreter zu neuen panarabischen Besprechungen, die am Samstag in Kairo beginnen sollen, zu entsenden.

Auch eine diplomatische Mission

BS. Genf, 28. August. (Eigener Bericht.) Englische Meldungen sprachen in den letzten Tagen viel von einer „italienischen diplomatischen Mission“, die in Lissabon eingetroffen sei, um dort wichtige Verhandlungen aufzunehmen. Es waren sogar die Namen der fünf Mitglieder genannt worden und man hatte dabei erklärt, es handele sich um Vertreter des italienischen Außenministeriums.

Jetzt stellt sich heraus, daß die vermeintlichen Diplomaten fünf Angehörige einer italienischen Schiffsbauergesellschaft sind, die mit der Organisation eines Sonderzuges für die Seemission von italienischen Diplomaten aus Südamerika betraut sind. Auch dieser Fall ist kennzeichnend für die meist abscheulichen Gerüchtmacherei, wie sie heute in großer Blüte steht.

Wellensdun in Kürze

Dänische Fischer von Terrorstörern beschossen. Fünf Rutter aus Esbjerg liefen in den Hafen ein, nachdem sie von englischen Flugzeugen aus lebhaft beschossen worden waren. Drei Mann der Besatzung waren verletzt, unter ihnen einer lebensgefährlich.

Japanischer Tankonstrukteur tödlich verunglückt. Der bekannte japanische Tankonstrukteur und technische Armeeberater Dr. ing. W. I. Itohi Itohi ist bei Probefahrten von Kriegsfahrzeugen tödlich verunglückt.

Neues Geschichtsbuch des japanischen Kaiserreiches. Die Abfassung eines neuen authentischen Geschichtsbuchs des japanischen Kaiserreiches seit der Reichsgründung durch den Kaiser Jimmu Tennō bis zur Gegenwart wurde gestern in einer Kabinettsitzung beschlossen. Bisher bestanden sechs klassische japanische Geschichtswerke, die sämtlich in der Nara-Heian-Zeit entstanden. Seit der Abfassung des sechsten Werkes „Sancai-Nishuroki“ sind schon über tausend Jahre vergangen. Die Niederschrift des neuen geschichtlichen Werkes, an dem 25 bedeutende japanische Historiker arbeiten werden, wird ungefähr 15 Jahre in Anspruch nehmen.

Roosevelt umschließt die Schwarzen. Roosevelt hat ein auf seine Veranlassung eingetragenes Gesetz unterzeichnet, das 30 000 Dollar für das erste Regier-Nationaldenkmal in Alabama bewilligt. Da die Weißen von Alabama wohl kaum ein Regierdenkmal dulden würden, soll es in der Heimatstadt Karvers, dem dünnbesiedelten Montana, errichtet werden.

Eine Militärregierung in Ostbrien. Reuters meldet aus La Paz den Rücktritt des gesamten bolivianischen Kabinetts. Man erwartet die Bildung einer Militärregierung.

Wegen Mordes verurteilt. Der Sohn des früheren mexikanischen Präsidenten Ortiz Rubio wurde, wie ERE aus Mexiko meldet, wegen Ermordung des Gouverneurs des Staates Mexiko im März dieses Jahres zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt.

Dreimal 500 000 RM. auf Nr. 316 667

Berlin, 28. August. Drei Gewinne von je 500 000 RM. stelen in der Ziehung der Deutschen Reichs-Lotterie auf die Nummer 316 667.

Hauptausloosung: Hans Christian Weber, Verlag u. Druck: W. G. Straß, Ruppert-Überfeld.

Ruban-Brückenkopf - Sinnbild deutschen Kampferturns

Seit einem halben Jahr tobt die Schlacht, in der Armeen sowjetischer Elitetruppen verbluteten

DNB ..., 27. August. (R.)

Glühend wogen die Strahlen der südlichen Sonne vom leuchtenden blauen Himmel auf jenes Friede, das im Süden vom Schwarzen Meer, im Norden von der Krim-See, im Westen von der Straße von Kertisch, im Osten aber vom Graben der Hauptkampflinie begrenzt wird, wo gegen hernieder auf sieberbrütende Sümpfe und schlammige Lagunen, auf das blühende Band des Kuban-Stromes, auf fast sich wellende Wiesenhöhen, sanft gerundete Hügel unter ihrem dunkelgrünen Kleid aus Laubwald und Busch, und auf die nahe dunkelversteilte Kette der Kaukasusvorberge, die hinweist nach Südoften, wo die Felsen und Firne des Hochgebirges in den Himmel ragen.

Um dieses Fleckchen Erde, den Ruban-Brückenkopf, wütet seit mehr denn einem halben Jahr die Schlacht. Bald da, bald dort versucht der Bolschewist, seinen Würgeargriß anzusehen, angepeitscht durch den Stalin-Befehl, die „Pestbeule“ auf kaukasische Erde auszumergen.

Immer wieder schlägt die feindliche Artillerie ihren düsteren Trommelwirbel auf das deutsche Hauptkampffeld, wagt die Wolkensonne auf aus Pulverschweben, unter den sich das Helldunkel deutscher Soldaten verbirgt, die im Hagel glühenden Eisens anhalten auf ihren Posten — im Graben hinter dem zerstörten Drahtverhaun, in den Erichtern, die Granaten in die ausgehörte Erde gerissen haben, an den Geschützen, die feuern, feuern, dem heulenden brüllenden Tod zum Trost.

Immer wieder brausen Schwärme von Schlachtfliegern heran, schleudern Bomben ins Kampffeld, jagen Garbe auf Garbe aus Inzurrenden, aufblühenden Vordrängen in die Kette der Verteidiger, die an ihren Waffen liegen — im Chaos der entseelten Hölle des kommenden gewärtig, das den Kampf Mann gegen Mann, ein mörderisches Ringen um das nackte Leben; mit sich bringt. Immer wieder wagt sich die stählerne Masse der Panzerkolosse heran gegen Menschenleiber, die im Angesicht des Untergangs sich festhalten und handhaben, bestimt von unbegreiflichen Abwehrwillen, der den deutschen Soldaten emporhebt über alle Sterblichen zur erhabenen Größe der wahrhaft Tapferen.

Und mit den Panzern brechen die größten Scharen der feindlichen Infanterie im Mann blutigen Vernichtungsausmarsches aus dem Pulverschweben hervor und werfen sich, ihre Nahkampfwaffen gebrauchend, der Reihe der Verteidiger entgegen, während die dunklen Panzer über die Gräben und Stellungen raffen, stählerne feuerpeinende Giganten, die oft tief in den Hintergründen zu Hülfsdiensten der Panzer oder der Artillerie werden, wenn sie nicht schon vordem von Sturmgeschützen erledigt werden oder aber von tüchtigen Grenadiern, Jägern oder Pionieren ausgegraben und mit geballten Ladungen vernichtet worden sind.

Seit einem halben Jahr tobt die Schlacht am Ruban-Brückenkopf, bald anschwellend zum Orkan, bald abflauend zu trügerischem Geplätsch, wenn die Massen des Feindes, die vor dem deutschen Graben verblutet sind, durch neu herangeführte oder aufgefischte Verbände ergänzt werden müssen. Denn eines ist sicher:

Der Abwehr, den der Bolschewist am Ruban-Brückenkopf ertitten hat und weiterhin ertidet, ist ungeheuerlich.

Armeen seiner Elitetruppen sind gegen die deutschen Stellungen Sturm gelaufen und in der Zone des Todes bis auf geringe Reste zerstört. Deutsche Offiziere und Soldaten, die in jener Zone des Grauens lebten, Seelennot und wahrhaft übermenschliche Opfer auf sich nehmen, haben im Kampf gegen eine vielfache Übermacht Abwehrerfolge an Abwehrerfolge gereicht und den Ruban-Brückenkopf zum leuchtenden Symbol ungebeugten deutschen Kampferturns erhoben.

Seit einem halben Jahr wagt die Schlacht am Ruban-Brückenkopf mit erbarmungsloser, sich stetig steigender Festigkeit: seit einem halben Jahr wagt der Bolschewist seine Menschenmassen, seine Panzer und Flugzeuge in die Waagschale, ohne jemals erreicht zu haben, daß sie sich zu seinen Gunsten senke. Dem deutschen Soldaten aber und vor allem voran dem Grenadier und dem Jäger, der wortlos immer neue Wunder der Tapferkeit vollbringt, gebührt der Vorbehalt unvergänglicher Ruhmes.

Kriegsbericht Franz Taut.

Schläge der japanischen Luftwaffe

Tokio, 27. August. Ueber die Ergebnisse der durch die japanischen Luftstreitkräfte ausgeführten Angriffe gegen Kweilin werden folgende Einzelheiten bekannt:

Zeitgebundene Not - zeitlose Aufgabe

Dr. Goebbels: Von der Unersecklichkeit der Freiheit

In der Wochenzeitschrift „Das Reich“ schreibt Reichsminister Dr. Goebbels u. a.: Gerade in dieser dramatisch bewegten Zeit mit ihren ewigen Wechseln und Veränderungen erweist sich immer wieder aufs neue die Notwendigkeit des Kampfes, daß es nur eine Sache gibt, und das ist die Freiheit. Wenn der Krieg das unmittelbare Schlachtfeld verläßt und seine Quartiere mitten in den Gebieten der Heimat aufschlägt, dann wird sich jeder plötzlich bewußt, wie relativ viele äußere Werte des Lebens sind und daß bleibend und unveränderlich nur die Werte des Charakters sind. Jede große Belastung, treffe sie nun einen Einzelnen oder ein ganzes Volk, kann nur aus dem seelischen Fundus heraus gemästert werden. Wer einen solchen nicht besitzt, wird ihr deshalb schwerlich gewachsen sein. Es geht im Kriege zuerst immer um die Freiheit. Sie für ein Volk zu erhalten und zu sichern, muß stets das höchste Ziel von Politik und Kriegsführung sein. Denn sie ist die Wurzel des nationalen Lebens. Alles andere, was ein Volk im Kriege verliert, kann ersetzt werden, sie allein ist unersecklich. Aus ihr entwickelt sich alles Leben und alle Zukunft. Geht sie verloren, so schwindet damit überhaupt die Möglichkeit einer Weiterführung der nationalen Geschichte eines Volkes endgültig dahin. Auch in diesem Kriege kämpfen wir deshalb zuerst und zuletzt um unsere Freiheit. Sie ist angegriffen und bedroht, sie muß also verteidigt werden, und zwar mit allem, was wir sind und was wir haben.

Dr. Goebbels befaßt sich dann mit dem Begriff der Freiheit und stellt fest: Es muß wohl so sein, daß die Freiheit eines Volkes nach außen immer mit einem gewissen Zwang nach innen erkaufte wird. Das trifft vor allem im Kriege zu, zumal bei einem Volke, das in

seiner Geschichte noch in den Kinderstufen steht und sich erst seinen Weg nach oben bahnen will. Es ist ganz klar, daß eine Staatsführung im Verlaufe eines Krieges eine Unmenge von Belastungen auf sich nehmen muß. Denn der Krieg ist ja ein einziger großer Zwang. Dieser Zwang trifft mehr oder weniger jeden einzelnen Staatsbürger, in bestimmten Fällen sogar bis zur Aufgabe seines Lebens für die Gemeinschaft. Daneben gibt es eine Reihe von kleineren Zwangsmassnahmen, die tief in die private Sphäre des Menschen einschneiden.

Wir stehen in diesem Kriege einer feindlichen Koalition gegenüber, die aus ihren Vernichtungskampfen gegen das deutsche Volk und Reich gar kein Geht macht. Ihr Kampf zielt ausschließlich auf unsere Freiheit und damit auf die Substanz unseres nationalen Lebens hin. Die materiellen Werte des privaten Lebens erscheinen den nationalen Werten gegenüber klein und unbedeutend, zumal sie ja beim Verlust des Krieges sowieso auch im ganzen verloren gehen würden. Wir standen noch niemals in unserer Geschichte einer so tödlichen Gefahr gegenüber wie heute; aber auch noch niemals war die Erkenntnis dieser Gefahr im deutschen Volke so tief verankert wie in diesem Kriege. Niemand unter uns ist sich darüber im unklaren. Jeder Deutsche weiß, daß wir den Krieg nur durch den Sieg beenden dürfen. Eine andere Möglichkeit gibt es für uns nicht. Niemand weiß besser als die deutsche Führung, welchen ungeheuren Belastungen unser Volk durch diesen Krieg ausgesetzt wird. Es ist deshalb selbstverständlich, daß dem Volke nur das zugemutet wird, was gänzlich unvermeidlich ist.

Es kommt also darauf an, wie besser Zerreißprobe am besten gemacht ist und wer im kritischen Augenblick die entscheidende Tat vollbringt, die den Sieg in sich trägt. Die echten Voraussetzungen zum Siege liegen fast ausschließlich auf unserer Seite. Der Feind weiß genau, daß er sie uns durch militärische Aktionen nicht streitig machen kann. Darum zielt sein Stolz auf unsere Kriegsmoral, wobei er hofft, daß diese ihm bei seinen sonst aussichtslosen militärischen Unternehmungen zu Hilfe kommen würde.

Wir stehen in diesem Kriege vor einem neuen Anfang unserer großen nationalpolitischen Entwicklung. Wir treten in eine Welt ein, die genau weiß, was ein endgültiges Erstarren unseres Volkstums für sie bedeuten würde. Die Pläne und Absichten unserer Feinde laufen deshalb darauf hinaus, unsere nationale Unabhängigkeit zu beschneiden oder ganz zu vernichten. Vor dieser Möglichkeit verbleiben die Sorgen und schweren Kämpfe, die uns heute belasten und bedrängen. Sie sind trotz allen Feinigkeiten, die sie für jeden von uns mit sich bringen, zeitgebunden. Unser Auftrag dagegen ist zeitlos, über den Ereignissen stehend und im wahren Sinne des Wortes geschichtlich. Aus dieser Erkenntnis schöpfen wir die Kraft, zu kämpfen und zu arbeiten, als wäre es täglich das Leben. Es wird einmal die Zeit kommen, daß alle Sorgen und Qual zu Ende ist. Wenn eines Tages die Wassen schweigen, werden die Völker Bilanz machen. Es gilt dann nicht mehr viel, was sie geleistet, sondern nur noch das, was sie erreicht haben. Heute muß es unser Ehrgeiz sein, fremden Herzens hinzugeben, was wir ersehen können, niemals jedoch zu verlieren, was unersecklich ist. Unersecklich aber ist am Ende nur die Freiheit. Und diese gilt es deshalb zu erhalten und für alle Zukunft zu sichern.

Höchste Gerechtigkeit für das deutsche Volk!

Rechtsätze des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz

Weimar, 28. August. Der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz, Gauleiter Sauer, hielt in Weimar auf einer Arbeitsstagung der Präsidenten und Leiter der 42 Gewerkschaften sieben Rechtsätze als nationalsozialistisches Grundgesetz für die großdeutsche Arbeitseinsatz- und Treuhänderverwaltung auf; sie betreffen im wesentlichen:

Im Gegensatz zu früheren Zeiten und Regimen hat im Mittelpunkt allen Handelns und aller Entscheidungen die Fürsorge und höchste Gerechtigkeit für das deutsche Volk zu stehen. Höchste Zielsetzung ist nur der Dienst am Volke.

Mit der vornehmsten Aufgabe der Arbeitsverwaltung ist es, die Anerkennung des hohen sittlichen Wertes der Arbeit, besonders auch der Handarbeit, im ganzen Volke zu gewährleisten.

Damit das jüdisch-plutokratisch-bolschewistische Ziel, das fleißige deutsche Volk und seine Verbundenen sklavisch zu unterjochen, niemals verwirklicht werden kann, steht der deutsche Soldat in erbittertem Widerstand, und deshalb muß die höchstmögliche deutsche Arbeitsleistung ausnahmslos für die Notwendigkeiten dieses Kampfes zur Verfügung stehen. Im Vordergrund aller praktischen Aufgaben hat daher die Mobilisierung aller verfügbaren Arbeitskräfte und ihre Leistungssteigerung für unsere Kriegswirtschaft zu stehen.

Die Voraussetzungen für das zukünftige Leben, für Arbeit und Brot, für

Freiheit und Ehre unseres Volkes sind in dem einmaligen und schicksalserhebenden Programm des Führers gegeben. Für die deutsche Arbeitsverwaltung ist daher die NSDAP, die berufene Hüterin und die leistungsfähige, unüberwindbare dynamische Kraft.

Die deutsche Arbeitsverwaltung hat die einigende, vorbehaltlose Verbundenheit mit dem Führer als das höchste zu erachten. Unter der Führung Adolf Hitlers vermag das deutsche Volk seinen Schicksalskampf zu bestehen.

Eine deutsche Reichsarbeitsverwaltung kann nur von der Erkenntnis geleitet sein, daß ihr erster Grundsatz äußerste Hingabe an ihren so großen schönen und bedeutenden sozialistischen Aufgabekreis sein muß.

Gerade jetzt hat die Reichsarbeitsverwaltung dafür zu sorgen, daß das deutsche Volk zu jedem Arbeitsamt und zu jeder Dienststelle des Reichstreuhanders höchste Vertrauen erwirbt. Jeder deutsche Arbeiter muß überzeugt sein, daß die deutschen Arbeitsämter nach den Grundsätzen nationalsozialistischer Gerechtigkeit und höchster Anerkennung der großen sittlichen Begriffe deutscher Arbeit ihre tägliche Aufgabe erfüllen. Es ist dabei selbstverständlich, daß der für Deutschland arbeitende Ausländer gemäß seiner Leistung gegen die zersetzenden und finsternen Mächte des Judentums, der Plutokratie und des Bolschewismus gerecht und menschenwürdig behandelt wird. Auf diese Weise werden die gemeinsamen Notwendigkeiten aller europäischen Völker, die durch die Zeit des Volkseinsatzes bedroht sind, unendlich erleichtert.

Vom A...
gletet...
von Ce...
färbi u...
Was e...
kommt...
alles so...
sint en...
Zwar...
denn d...
und die...
kommen...
Herbst...
erst ihr...
und es...
der Alt...

Noch au...
was der...
süße Fr...
und der...
Noch au...
Augeln...
und der...
träumt...
Aber all...
niederal...
eines T...
lebt die...
Wind st...
du schau...
blüht de...
und best...

Die Gr...
Reichsbe...
einen neu...
und das ju...
Verur der...
schaffen wo...
als Sonder...
des HAD...
Kriegsbau...
leidung sin...
für die plan...
gedacht, und...
K o f e n...
Spätere Ue...
möglich. I...
ordentlich...
hauswirtsch...
lidem, erzie...
Sonderföhr...
daher genau...
den verschie...
Kriege gestel...
von Re...
Krieges b...
den nach W...
ratete mit K...
die Unterbr...
tragen. Mi...
b o l l e n d e...
Frau und i...
bildliche cha...
ihrer Veran...
in dem viel...
führer in ei...
Aufgabe seht...

für...
Der Stä...
Eigentüm...
hüde sind zu...
diese Grund...
der Grun...
brauche. Die...
gibt eine...
Stadtverwal...
worin gleich...
für das zw...
bis zum 15...
zerstörte ob...
in allen Fä...
zu zahlen...
kosten bei...
beiträge...
Zur Absehu...
nur bei völli...
Kanalbenutz...
1. Juni bzw...
mit die Erf...



Wann muß verdunkelt werden?

Samstag, 28. August, Sonnenuntergang	20.28 Uhr
Sonntag, 29. August, Sonnenaufgang	6.33 Uhr
Montag, 29. August, Sonnenuntergang	20.25 Uhr
Dienstag, 30. August, Sonnenaufgang	6.37 Uhr

Das Morgenlied

Von Walter Schäfer-Brandenburg

Ein wartendes, hilflos suchendes Schweigen war im Zimmer, und nur das leise Rauschen des Wassers rann zum offenen Fenster herein wie eine verlorene kleine Welle. Der Blick des Professors tauchte verlegen auf dem goldenen Bäcklein hin, das die Septembersonne durch den Raum fließen ließ. Auch der junge Mensch ihm gegenüber wachte nichts mehr zu sagen. Den Kopf mit dem weißblonden Haar hielt er wie lausend zur Seite geneigt, und die hellen Augen unter der hohen Stirn streiften mit enttäuschter Verwunderung das Gesicht des Mannes: wie im Rausch hatte er dies Haus betreten und war weit aufgetanen Herzens dem Professor gegenübergetreten. Das Lächeln in seinen Augen hatte dem Mann all die Ehrfurcht und Dankbarkeit entgegengerufen, die er durch Jahre der Not still bewahrt hatte. Nun durfte er ihn sehen, dessen Worte einst in das arme Kämmerlein in Wesselsbüren geflattert waren und die dem Traumschlag seiner drängenden Sehnsucht Mut zugesprochen hatten. Und dann?

Anders als die Wirklichkeit hatte das Bild des fernen Unbekannten vor der Seele des Jungen gestanden. Als ein Gewaltiger des Geistes hatte der Mann aus seinem Wert zu dem erschütterten Herzen Friedrichs geredet, und was ihn da angelehnt hatte, groß und klar und erhaben, das mußte, so hatte er geträumt, in der Begegnung mit dem lebendigen Menschen nun wohl gewaltig und erdrückend sich entladen mit jedem Wort, das er würde hören dürfen.

Im bürgerlichen Frieden eines stillen Gelehrtenhäuschens aber hatte ein höflicher Hausvater von den Dingen des Alltags zu ihm gesprochen, und seine Rede war nicht mehr gewesen als das mühevolle Suchen nach Worten, die den Zeitraum zwischen Ankunft und Abschied des Gastes auf eine Art füllen konnten. So war die stürmende Freude in dem Jungen rasch erloschen wie ein kleines, hungriges Feuer. Und nun sahen sie einander gegenüber und empfanden beide das Schweigen als einen drängenden Wunsch, dieser Stunde ein Ende zu machen.

Friedrich erhob sich. Er sagte abermals ein Wort des Dankes und schalt sich heimlich unbedarft, weil seine Rede des tiefen, warmen Nachklangs entbehrte. Dennoch mochte der Professor das starke Gefühl darin erlaucht haben; denn ganz plötzlich kam ihm der Wunsch, dem Jungen seine herzlichste Anteilnahme auf irgend eine Weise zu zeigen. Im Gespräch hatte er das nicht vermocht; über all seinem Denken lag in diesen Tagen dunkel der Schmerz um den Tod der Schwester, und in heimlicher Scheu hüte er diesen Schmerz vor den Augen der Menschen. Dieser Junge hier mit der drängenden, glühenden Seele sollte indes erfahren, daß auf seinem suchenden Wege ein Wissender bei ihm war. Ihm das mit Worten zu sagen, war der Professor zur Stunde nicht imstande. Drum ging nun sein Blick über den Tisch zu einem kleinen Stoß weißer Plättchen, und eines davon hielt er dem Gast hin. „Nehmen Sie dies zum Abschied.“ Abermals dankte Friedrich, doch war er verwirrt und plötzlich wieder erfüllt von einem heiligen Glück. Er verließ das Haus, stand einen Augenblick unschlüssig vor der Redarbrücke, doch überlief ihn die nicht. Wegauswärts fand er einen Pfad, der den Gartenhügel emporführte, und auf der Höhe sah er nieder. In lieblichem Traum zu seinen Füßen lagen Tübingens Häuser, ihm ganz nah das eine, das zu suchen er gekommen war.

War es wirklich so, wie die verwirrte Enttäuschung drüben in dem kleinen Zimmer es ihm angefühlte hatte? War er heute morgen reicher hier eingezogen, als er nun weiter wandern würde?

Friedrich schaute auf das gefaltete Blatt in seiner Hand, hob es hastig und las: „Morgenlied“ stand über den Zeilen. Und dann:

„Auf! Der Hahn hat schon gekrächet,
Früher hauch des Morgens wehet
Und die Nacht senkt ihren Lauf.
Auf! Im Osten lag es blutig,
Auf! Es ist so hell und glühend:
Deutschlands Sonne, steig herauf!“

Des Jungen Wangen brannten. Da war er wieder, der Geist des Großen, dem er durch dunkle Jahre nachgewandert war. Der Dichter, nicht der Professor Ludwig Uhland hatte diese Worte geschrieben, darinnen es brannte von stiller Glut und wissender Hoffnung. Hier redete der Dichter, dem Friedrich zum ersten Male begegnet war, als er in atemloser Ergriffenheit „Des Sängers Fluch“ las. Vor Tagen noch in Heidelberg, und wie oft vordem, hatte er den Freunden „Das Glück von Edenhall“ vorgelesen. Und was alles lag dazwischen an Künftlichem aus dieses Sängers unversiegender Bohn!

Friedrich Heibel sprang auf. Leicht und voll Helle fühlte er das Herz in der Brust. Mit frohen Augen winkte er hinunter zu dem Haus an der

Zwischenspiel in Clemenswerth

Erzählung von Georg Schäfer

Johann Conrad Schlaun, der große Barockbaumeister Westfalens, war schlechter Laune. Am Abend vorher hatte ihm der Fürstbischof Clemens August ein Billet zu stellen lassen, darin es hieß, daß die Hofgesellschaft nach dem neuen Jagdschloß Clemenswerth ausbräche und daß der Herr Hofbaumeister gebeten werde, seine Creation mit ihr anzuschauen. Man weiß ja, was der Wunsch eines hohen Herrn zu bedeuten hat. So ritt er nun schwermütig hinter dem Troß eines fahrenden Hoflagers. Begriffen denn diese hohen Herren nicht, daß es für ihn andere Dinge gab, als Jagden und geschwätzige Unterhaltungen?

Vor wenigen Wochen war der Erdbrotse bei ihm gewesen und hatte den Wunsch ausgesprochen, der Herr Hofbaumeister möge ihm ein Stadthaus in Münster errichten, eins im neuen Geschmack, reich und würdig des alten Geschlechts. Noch war ihm nichts Rechtes eingefallen, und das bedrückte ihn. Sollte er schon so leer und verbraucht sein, daß ihm kein schöpferischer Gedanke mehr kam?

In Meppen gab es einen Aufenthalt. Da stand wahrhaftig der Herr von Landsberg und hielt ein mächtiges Blatt Papier in der Hand. Nun mußte man auch noch einen langatmigen Sermon über sich ergehen lassen. Plötzlich schreute er auf. Mitten in die nichtsagende Redseligkeit des braven Beamten klang Frauenlachen, ein herzhaftes, klingendes Lachen. Er beugte sich vor und sah in einer Kalesche dicht an seiner Seite eine junge Dame, die sich trampschaftig bemühte, den Ausbruch einer unpassenden Heiterkeit zu unterdrücken. Und diese Frau war schon. Das bemerkte Schlaun mit einem Blick. Er hatte sie noch nie gesehen und war gleich hingekommen von der entzückenden Unbefangenheit, mit der sie den feierlichen Akt störte.

Schlaun erkundigte sich bei seinem Nachbarn, einem sichtlich empörten alten Herrn, nach der hofbesessenen Unbekannten. Der murmelte, die junge Dame dort, die sich so unangenehm betrage, sei die Hofdame der Prinzessin von Bayern, der Schwester des erlauchten Herrn, es müsse eine Crailsheim sein.

Schlaun genigte diese Auskunft. Sein Mißvergnügen schwand schnell. Als der Redner endlich den Schluß gefunden hatte, ritt er zu der Kalesche und begrüßte die Damen, unter denen zum Glück eine Bekannte war, die ihn der schönen Fremden vorstellte.

In Clemenswerth hörte Schlaun manches artige Wort über sein vorzügliches Bauwerk. Er konnte mit der Anerkennung zufrieden sein und da ihn die schöne Fremde zu bevorzugen schien,

Brücke. Seine Lippen grüßten: Deines Geistes, Ludwig Uhland, hab ich einen Hauch verspürt. Sprach's und schritt fröhlich von dannen, dem fernen Münster zu.

„Enttäuschungs-Apparat“

Unzweifelhaft zu den „bedeutendsten“ Neuschöpfungen der Gegenwart dürfte ein kürzlich auf der Mustermesse zu Basel gezeigter „Enttäuschungs-Apparat“ stehen, der von interessierten Besuchern gleich ausprobiert werden konnte. Hatte jemand sich allzu sehr unter Alkohol gesetzt und demgemäß die Kontrolle über Worte und Glieder verloren, so war es für ihn eine Leichtfertigkeit, sich hier nach Zahlung einer Münze innerlich „enttäuschen“ zu lassen. Das heißt, man setzte ihn in eine Kabine, wo er dem wohlthuenden Einfluß verschiedener Gase überlassen wurde, bis sein Geist wieder klar, der Magen frei und der Kopf unbeschwert wurden, so daß er sich elastischen Schritten neuerdings an die Tränke begeben konnte.

war er mit dem Verlauf der unwillkommenen Reise ausgeföhnt. Als am nächsten Morgen die Herren sich rüsteten, auf die Jagd zu gehen, blieb er zurück. Ihn reizte dieses Vergnügen nur wenig. Er sah noch, wie die Jäger davongritten, und dann machte er einen Spaziergang durch den Park, den ein geschickter Gärtner nach seinen Angaben angelegt hatte.

Aus seinen Betrachtungen wurde er mit einem Male herausgerissen. Irigendwo lüfteten sich Frauen, und da er von Natur aus keine Anlage zum Einsiedler in sich trug, ging er dem Klange nach. Unter einer Ulme saßen einige Hofdamen, unter ihnen die schöne Fremde. Er gestellte sich zu ihnen, machte ihnen reizende Komplimente und unterhielt sich mit ihnen über Schlösser, Kirchen und andere Bauwerke, die sie gesehen hatten. Später verabschiedeten sich die älteren Damen. Schlaun kam diese Unterbrechung sehr gelegen, denn nun blieb er mit seiner Komtesse alleinstehend.

Er schlug ihr vor, den Rest des Vormittags auf einem der Teiche zu verbringen, die am Rand des Parks lagen. Sie war gerne einverstanden. Man begab sich zum Wasser und bestieg einen Kahn. Mit einigen lässigen Ruderschlägen entfernten sie sich vom Ufer. Das Mädchen lehnte sich in das Rissen zurück und lächelte eigentümlich.

Sie schwiegen lange Zeit. Endlich begann die Komtesse: „Sie sind so schweigsam, Herr Hofbaumeister. Mühen Sie immer in großer Gesellschaft sein, um reden zu können?“

Schlaun lächelte befangen. „Lassen Sie mich eine Weile schweigen, Komtesse!“ begann er. „Lassen Sie mich stumm verehren, was anbetungswürdig ist, Ihre hofbesessene Schönheit und das, was sie einrahmt, dieses Wasser, die Bäume, die Sonne. Das ist eines der unverdienten Geschenke, die uns selten genug zuteil werden.“

„Brauchen Sie immer so viel Zeit, um einer Dame ein Kompliment zu machen, Herr Hofbaumeister?“ entgegnete sie höflich. Er achtete nicht auf ihren Einwurf und fuhr fort: „Der Mann muß verkommen, wenn er die Lieblichkeit einer Frau bewundert. Ich lebe ja der Schönheit, gestalte sie. Und doch bin ich unersättlich und staune immer wieder über die klassische Vollkommenheit eines Frauenantlitzes.“

„Sie lieben die Schönheit“, antwortete das Mädchen langsam, „aber ich glaube, Sie können keine Frau lieben, denn Sie schämen das, was nicht unser Wesen ausmacht. Wir wollen geliebt werden, weil wir so und nicht anders sind, nicht aber wegen unserer vollkommenen Nase oder unseres zierlichen Mundes. Wissen Sie denn

nicht, daß es kein Kompliment für mich ist, wenn Sie mich auf diese Art loben? Sagen Sie selbst, was Sie besser dünkt, ein Lob Ihrer wohlgeformten Waden oder eine Anerkennung Ihres menschlichen Wertes?“

Schlaun blinzelte das junge Mädchen, das ihn lebhaft anblickte, erraunt an. Seine Verehrung wuchs. Das war keine von den albernen Zierpuppen, die sich an den Höfen zusammenfinden. „Sie sind sehr klug, verehrte Komtesse“, sagte er. „Das ist auch keine besondere Liebenswürdigkeit“, lachte sie. „Wissen Sie nicht, daß kluge Frauen besonders gefürchtet sind? Wir wollen eher für liebenswürdig als für klug gehalten werden.“

„Ich gebe mich geschlagen“, antwortete Schlaun. „Meine Verehrung für Sie ist ohne Grenzen.“

Er rubelte weiter. Die Stille legte sich wie ein Mantel über das Wasser. Die Gesellschaft dieses klugen und schönen Mädchens machte Schlaun befangen. Er war sich doch sonst seines Wertes bewußt, hier aber verlor er seine Gewandtheit. Auf einmal wachte er, daß er die liebliche Fremde gern hatte. So rasch kam ihm diese Erkenntnis, daß er erröte wie ein junger Mann, der zum ersten Male mit seiner Angebeteten allein ist.

„Sind Sie mir böse?“ fragte die Komtesse, die seine Befangenheit bemerkte hatte.

„Wie könnte ich böse sein!“ wehrte er lebhaft ab. „Ich belege es, daß Sie mir zu zürnen scheinen, weil ich von Ihrer Schönheit entzückt bin.“ Er küßte ihr innig die Hand. Das Mädchen lächelte vieldeutig. Bald danach ruderte er an die Landungsstelle zurück, denn aus dem Schloß tönte das Zeichen zur Tafel.

Den ganzen Nachmittag fühlte sich Schlaun erregt wie ein verliebter Jüngling. Er war nicht mehr jung, das bedachte er, so blieb die Frage, was das Mädchen für ihn empfand. Es konnte ihr unmöglich verborgen geblieben sein, wer er war. Das mußte zu seinen Gunsten sprechen. Trotzdem schien ihnen die Spannung ungelöst.

Nach dem Abendessen suchte er die Komtesse. Als er sie nicht im Park fand, ging er langsam weiter bis zum Walde, der anreichte. Mit einem Male glaubte er zwischen den Bäumen den hellen Schein eines Frauenkleides zu sehen. Wenn auch Neugierde nicht zu seinen Schwächen gehörte, so ging er doch darauf zu. Er bemerkte, daß die Frau nicht allein war. Er näherte sich den beiden, die hinter einem Gebüsch verborgen standen.

Als er die Zweige zur Seite bog, erkannte er seine Komtesse. Ein junger Mann hielt sie umschlungen und küßte sie.

Schlaun zog sich leise zurück, um die Verliebten nicht zu stören und ihnen eine Verlegenheit zu ersparen. Sein Herz pochte bestig. Er blieb nach einigen Schritten stehen und schloß erschöpft die Augen. Diese Enttäuschung war zu jäh über ihn gekommen. Später wachte er sich nicht zu entsinnen, wie er in sein Zimmer gekommen war. Der Schmerz hatte ihn betäubt. Wieder und wieder sah er vor sich, wie sie in den Armen des jungen Menschen lag. Er sah den sanften Schmuck ihrer Schultern, diese zärtliche Biegung des Halses.

Die zärtliche Biegung? Seine Hand fuhr unwillkürlich der hohen Arme nach. Dieser Schwung mußte an der Fassade eines Hauses von bezaubernder Wirkung sein. Er dachte mit einem Male ganz sachlich, nahm seinen Stift und zeichnete mit wenigen Strichen die Vorderseite eines Hauses.

Das war es, was er seit Wochen gesucht, der Einfall, den er ersehnt hatte. Er holte Zeichenblätter aus seinem Koffer und begann zu arbeiten. Endlich lag der Entwurf fertig vor ihm. So etwa würde das Stadthaus der Droste aussehen. Das wachte er nun.

So bekommt ein jeder Mensch sein Teil zu gemessen, sagte er sich. Vor einem kleinen Mädchen hatte er kapitulieren müssen, er der Mann des Erfolges und der kühnen Entwürfe. Jetzt hatte er sich in das Land zurückgezogen, in dem er unbefristeter Herrscher war. Das mußte ihm genügen.

Denk jetzt, redet der Geist der See und mir. Jetzt bin ich, kein Angler, kein Wesen von Erde, das sein und Sorgen in reichen Leben Wellen zuschauert. Und nun h

reicht. Dort in ferngerückter Strandfliege habe hinweg, war und icha

Der verhinderte Liebhaber

ERZÄHLUNG VON EMMY PEYER

(8. Fortsetzung)

„Sie entfalten eine erschütternde Beredsamkeit, Sie zweiter Cicero. Ich gebe mich geschlagen. Gut, es ist also ein Ehepaar.“

„Ihr Kompliment ehrt mich, Aussehen. Cicero! Der erste Rechtsanwalt seiner Zeit, der hervorragendste politische Redner, der seinen Fraktionsgegner die tollsten Brocken an den Kopf schmiss. Leider hatte er keinen ganz bequemen Tod; der bedauernswerte Mann wurde eines Tages elend umgebracht. Weshalb ich nicht hoffe, daß Ihr ehrenvoller Vergleich prophetische Bedeutung für mich hat. Was hingegen das Paar anlangt, das wir nach gütlichem Aberein kommen verheiratet haben, so wünsche ich —“

„Neben Sie immer so viel?“

„Selbstverständlich! Was glauben Sie, welche Fülle von schönen Worten ich jedesmal aufwenden muß, wenn ich verheiratet, einen Sünder, der dem Gericht verdrabschwarz erscheint, schneeweiß zu waschen und ihn mit einem unschuldigen Konfirmationsseelen auszustatten. Hunderte von Gramophonplatten könnten mit den edlen Erzeugnissen meines Redeflusses befrachtet werden. Was also das glückliche verheiratete Ehepaar auf dem für Sie so wichtig gewordenen Schaffhauser Platz anbelangt —“

„Wie so glücklich verheiratet? Ihre Phantasie galoppiert mit Ihnen davon, scheint mir. Wie wollen Sie das beweisen, glückselig beweisen?“

„Madonna! Ich sehe mit ziemlicher Betrübnis, daß Sie trotz Ihrer akademischen Bildung meinem hohen, in seiner unanfechtbaren Logik wahrhaftig ciceronischen Gedankengang nicht immer zu folgen vermögen. Hören Sie scharf zu! Erstens! Unter glückselig verheiratet wollte ich nicht die Tatsache des ehelichen Glücks betonen, sondern brauchte das Wort glückselig im Sinne von „endlich“ oder „schließlich“, nach langem Bemühen, also im Sinne der Zeit. Zweitens: warum sollen die beiden nicht wortwörtlich „glücklich“ verheiratet sein. Ich plädiere mit aller Entschiedenheit für diese letzte Auffassung. Schon die Tatsache, daß die Leuten miteinander so im Karton eine Vergnügungsreise machen —“

„Warum Vergnügungsreise? Es könnte ebenfals eine geschäftliche Fahrt sein.“

„Wer fährt schon nach Schaffhausen geschäftlich.“

„Ich zum Beispiel.“

„Bitte, nur in die Stadt. In die Pfarrei von St. Johann. Hier der Rheinfall ist Vergnügen, Ferienort.“

„Ich gebe mich zum zweitenmal geschlagen. Ihre scharfsinnige Beweisführung ist überwältigend.“

„Sie verraten bemerkenswerte Intelligenz, liebe Wase. Also, da die beiden Herrschaften zusammen eine Vergnügungsreise unternehmen und dabei, wie ich annehme, recht fröhliche Gesichter machen — oder weinen sie etwa auf dem Bild? Das wäre keine Kellame für Schaffhausen.“

„Sie sehen ganz munter aus.“

„Da haben wir's. Sie freuen sich am Rheinfall, am Urlaub und an ihrem Zusammensein. Duod erat demonstrandum. Sie waren ein glückliches Ehepaar.“

„Sind Sie jetzt fertig?“

„Wenn Sie mich dauernd unterbrechen!“

„Bitte, ich harre in Geduld.“

„So ist es recht und entspricht der weiblichen Sanftmut. Was ich so lange vergeblich zu sagen mich bemühte, ist dies: Ein lichter Moment gab mir vorher ein, wie nett es wäre — die Rehnlichkeit unserer gegenwärtigen Situation mit dem Kellamebild ist Ihnen selber ja schon ausgegangen — wenn —“

Verließ alle Vorsicht den Rechtsanwalt? Vergaß er wiederum die als notwendig erkannte Zurückhaltung? Es ging ihm wie so manchem Schläuer. Der steht wagmütig auf seinen Brettern; aber anstatt zu laufen, wird er gelassen; die Bretter machen sich selbständig, die Schneemassen spielen Karussell mit ihm, im Sandumbrehen landet er ganz woanders als er je beabsichtigte.

„Wenn die bisher so überraschend Wirklichkeit gewordene Zeichnung sich auch in Zukunft —“

„Halt! Eine Schrecksekunde. Wobin wollte sein Temperament mit ihm durchbrennen?“

„So nett weiterentwickelte im Sinne einer fröhlichen Reisefamerabtschaft.“

Aufatmend hielt er inne. Fühlte sich mit diesem süßen Sprung gerettet auf das Ufer gesellschaftlich liebenswürdiger Unverbindlichkeit. Was hätte er um ein Haar herausgeplappert? Es wäre reizend, wenn die Zeichnung sich auch weiterhin so verwickelte, daß aus uns beiden mal ein Ehepaar würde.

Diese Justine gefiel ihm, gefiel ihm sogar annehmend. Wie bisher noch keine.

Dennoch — Er wiederholte sich seine vorhin schon erwogenen Gründe:

Seitrat ist ein Geschäft wie jedes andere. Mit ein bißchen herzerfreuendem Drum und Dran natürlich, das hier nach Qualität und Quantität zweifelslos vorhanden war.

Aber das andere, der Kernpunkt. Deutsch und ehrlich gesagt: der nervus rerum. Das liebe Geld. Wie stand es in dieser Hinsicht mit Justine?

Vermutlich recht bescheiden. Sie hatte ihm ja offen alles erzählt. Sie selber war kleine Lehrerin, wenn auch mit akademischer Bildung und Dokortitel. Die Mutter betrieb ein photographisches Atelier. Künstlerisch hin, künstlerisch her, es mochte damit einige Ehre zu holen sein, keineswegs aber ein reichliches Einkommen. Und bedeutete auch keine Verbindung mit Kreisen der Hochfinanz oder Großindustrie, wie er sie bei seinen Heiratsverwägungen stets geplant hatte.

Liebe war gewiß ein schönes Fundament für die Ehe.

Es müßte aber das solidere einer sorgsam aufgebauten und darum nach allen Richtungen hin gesicherten Existenz darunter liegen.

Nein, für Dachtubenromantik — Raum ist in der kleinsten Stütze für ein glückselig liebend Paar — war er durchaus nicht. Solche Gefühlsbuselei überließ er gern den Herren Schiller und Spitzweg.

Als modern denkender Mann begie er begrifflicherweise andere Wünsche für seine Zukunft, ein elegantes Eigenheim in besserer Wohngegend, ein hübsches Wochenendhaus im Gebirge, ausgebeutete Reisen. Wichtiger noch: enge und darum fördernde Beziehungen zu den ersten Familien der Stadt, Ansehen, Aufstieg und Macht im bürgerlichen Leben, alles Dinge, die man leichter erheiratete als mühselig erwirbt. Er machte sich kein X für ein U vor, er dachte nüchtern-sachlich, wie es dem Juristen ziemt. Darum hatte er keinen Sinn, sich hier in ein Mädel zu verlieben, bloß weil es einem gefiel.

Also Vorsicht!

Denn spielen mit diesem Mädchen, mit schönen Worten und zärtlichen Redensarten, zu denen er im Augenblick die bestgütigste Lust verspürte, vielleichte Hoffnungen erwecken, das wollte er keinesfalls. Sie sollte ihm, da es anders nicht werden konnte, doch ein freundliches Andenken bewahren.

Vorlicht also! schärfte der bedachtame junge Jurist sich zum andermal ein.

Wenn nur sein Temperament, die leichte, lockere rheinische Junge nicht immer wieder mit ihm durchgehen möchte. Das gab sich wie Rheinwein, es sprudelte, schäumte, lachte, wipelte und ritz

einen unversehens mit; schon war man dort, wohin zu gelangen man durchaus nicht beabsichtigt hatte.

Zum Teufel nochmal, er mußte sich zusammennehmen. Er war ein Mann, der wußte, was er wollte. — — —

Justine nickte unbefangen.

Zum Glück für den jungen Mann war ihr sein eifertiges Verkommen, seine sekundenlange Verlegenheit entgangen über der Betrachtung des prächtigen Naturwunders.

Große Ursache, keine Wirkungen.

Was aber ist klein? Alle Dinge auf Erden sind relativ. Für den Verlauf dieser bescheidenen Erzählung ist es vorderhand wichtig genug, daß unsere Abwesenheitsferien von der Unschärfe des rechtsanwaltschaftlichen Betters nicht das Geringste bemerkt hatte und deshalb in ihrer schönen Gelassenheit verblieb. Weiterentwicklung zu einer fröhlichen Reisefamerabtschaft wünschte er. Das war hübsch und entsprach dem eigenen Empfinden.

Oder?

War die Sachlage wirklich so eindeutig klar, wie sie es sich darzustellen beliebe?

Frauen können ausgezeichnete Schauspielerinnen sein. Auch vor sich selbst. —

Wie dem auch sei, Better und Wase tasten alles, um das Wort von der fröhlichen Reisefamerabtschaft wahrzumachen. Das Baedeker mit Stern und rühmenden Worten empfahl, wurde gewissenhaft von ihnen befolgt. Sie stiegen hinunter zum Schloßchen Wörth, von dem aus der Fall sich dem Beobachter am imposantesten darbot. Sie unternahmen eine Bootsfahrt bis an einen mitten im Städtchen liegenden Felsen, den sie kühn erkletterten. Was gefährlicher ausfiel als es war und dem jungen Mann keine Gelegenheit zu einer eventuellen Rettung seiner Dame gab, falls er eine solche erheute. Im schwankenden Kahn fuhren sie zum schloßgetrönten Hügel des jenseitigen Ufers und ließen gemäß Baedeker-Anweisung vom Ranzel aus die ungeheure Wasserlawine unter Donnern und Krachen in unmittelbarer Nähe an sich vorbeiziehen. Sie schlenderten zurück durch die weitausläufigen Anlagen besaßen Schloßchen Laufes, gewannen die rundbogige Eisenbahnbrücke, sahen staunend den Katarakt unter sich fortziehen. Schließlich gelangten sie in einen schönen Park, der trotz mährlicher Kahlheit der Bäume mit Anemonen-gebüsch und Vogelgezwitscher seine Vorfrühlings-schuldigkeit tat, und fanden am Ausgangspunkt ihrer Wanderung den Wagen unversehrt wieder.

(Fortsetzung folgt)

Son
Still ist
Baumstamm
Wasser, k
ab. Der S
stimmert a
voller Mit
Seerand sp
sefgebalt
zogenen Hin
Sinter m
mit hohen
den Weiden
alles zur
Freuden, R
und unte
Wert, und
der Farben
älter, unbeg
ganzen.
In Hause
liegen Briefe
nungen, die
ich folgen
schlagen i
indes ich la
senlos, törl
eritien Wel
und die ich
will Geld be
seinen Koble
händler will
schreiben —
wäre; ein P
hiesigen Wol
nicht alles lu
in ungeheur
jährige Himn
ligen Reigen,
änderlich —
immer noch d
lichen Mensch
sieht! Nein, e
gen, wie alle
Traum und
worden.
Unbegreifl
Große und d
ferner und
als der heu
es sind. Was
leicht Briefe
Warum ist i
aut? War es
nicht. Ich we
herrlich schön
Arme und d
auf der weite
Farben spiele
der glühenden
dieses Tafel
seine Ufer sa
narrischen Men
betachtet. Un
in dieser Sit
notwendig un
Denn jetzt
redet der Geist
der See und
mir. Jetzt bin
keit, kein Ang
nes Wesen m
Erde, das sein
und Sorgen i
reichen Leben
Wellen zuschau
Und nun h
reicht. Dort in
ferngedrückt u
Strande fliehe
habe hinweg, w
war und icha

Sommer! Sommer!

Von Hermann Hesse

Stille löse ich die alte rostige Kette vom alten Baumstamm, schreibe mein leichtes Federboot ins Wasser, lade hinten auf und stoße vom Strande ab. Der See liegt weit hinaus Spiegelglatt und flimmert grün und silbern. Die Sonne brennt in voller Mittagskraft herunter, und der jenseitige Seerand spiegelt einen blauen, leuchtenden, von selbigen schneeweißen Sommerwolken durchzogenen Himmel.

Hinter mir entweicht das schattige Wiesener mit hohen Pappeln und breiten, alten, tiefhängenden Weiden, und mit dem Ufer flieht auch das alles zurück, was mir dort am Lande Arbeit und Freude, Wein und Sorgen macht. Es wird fern und unkenntlich, es verliert an Wichtigkeit und Wert, und je weiter ich in den blendenden Brand der Farben und Lüfte hineinahre, desto fremder, älter, unbegreiflicher wird mir das samte Vergangene.

Zu Hause liegt alles, wie ich es liegen ließ. Da liegen Briefe, auf die ich antworten soll, und Rechnungen, die ich bezahlen, und Einladungen, denen ich folgen soll, angefangene Arbeiten und aufgeschlagene Bücher. Alle diese Dinge scheinen mir, indes ich langsam weiterwärtwärts rühre, uralt und wesentlicher, wichtiger und unentbehrlicher, als die Welt jenseits, der ich entronnen bin und die ich nicht mehr verfolge. Ein Kohlenhändler will Geld von mir, weil ich vorigen Winter mit seinen Kohlen eingekauft habe. Ein Verlagsbuchhändler will, ich solle doch wieder ein neues Buch schreiben — als ob das ein Sommervergnügen wäre; ein Freund verlangt Auskunft über die hiesigen Wohn- und Steuerverhältnisse. Ist das nicht alles lumpig und wertlos? Lieber mir blaut in ungeheurer Breite und Glut der vielstündliche Himmel. Wolken schreiben ihren uralten heiligen Reigen, stille Berge stehen stumm und unverändert — wie ist es möglich, daß daneben immer noch der somalische Bagatellenkram der kleinsten Menschenschätze und Menschen Sorgen besteht? Nein, er besteht nicht: er ist untergegangen, wie alles Lächerliche untergeht, ist zu Sage, Traum und unbegreiflicher Vergangenheit geworden.

Unbegreifliche Vergangenheit! Alexander der Große und der Perserkönig Darius sind mir nicht ferner und merkwürdiger und unverständlicher, als der heutige Morgen und der gestrige Abend es sind. Was ist das? Ich weiß nicht mehr; vielleicht Briefe schreiben, vielleicht Bücher lesen. Warum tat ich es? War es notwendig? War es gut? War es unnützlich und schädlich? Ich weiß es nicht. Ich weiß aber, daß in dieser gegenwärtig herrlich schönen — und die Mittagssonne mir die Arme und das Gesicht noch brauner macht, daß auf der weiten Wasserfläche unerhörte, fabelhafte Farben spielen und inbrünstig glühen, daß aus der glühenden, strahlenden Höhe Gott herabschaut und dies Tal und Gebirge und diesen See und seine Ufer samt Dörfern, Klöstern, Höfen und närrischen Menschen mit Wohlgefallen und Güte betrachtet. Und ich weiß auch, daß alles, was ich in dieser Stunde sehe und lebe und tue, gut und notwendig und köstlich ist.

Denn jetzt sehe ich Gott in die Augen, jetzt redet der Geist der Erde und der Geist der Höhe, der See und das weitgestreckte Gebirge mit mir. Jetzt bin ich kein einzelner, keine Persönlichkeit, kein ängstlich abgetrenntes und unterschiedenes Wesen mehr, sondern einfach ein Kind der Erde, das seine eigenen Gedanken und Wünsche und Sorgen hat und hingebend dem größeren, reichen Leben der Lüfte und Wasser, Wolken und Wellen zuschaut.

Und nun habe ich unvermerkt die Seemiete erreicht. Dorf und Kirche des verlassenen Ufers sind ferngerückt und klein geworden, die Gebüsche am Strande fließen ineinander, und über die Hügelhöhe hinweg, die noch vor einer Weile die höchste war und stark im Blauen stand, sehe ich jetzt

ferne Berge ragen, Berge mit dunkeln, weichen Waldhängen und andre mit steilen Felshängen. Weit um mein Boot her glänzt der unbewegte Wasserspiegel, und nach wenigen Augenblicken bin ich der Kleider ledig, habe den köstlichen Sprung ins Kühle getan und schwimme ziellos in dem weichen, durchsichtig reinen Wasser dahin, in Bogen und Kreisen, bald heftig schlagend und plätschernd, bald unhörbar leise und heimlich. Mein weißes Boot mit hellgrünem Rand und den hellgrünen Ruderstangen ruht leicht und schwebend auf der Fläche und spiegelt seine lichten, besonnenen Planken wie ein schöner, schwimmender Vogel.

Wie habe ich das kleine, schmale Fahrzeug lieb! Von allen Dingen, die ich besitze, ist es das einzige, das fern von Haus und Zimmer und fern von den Geschäften des Alltags draußen lebt und meiner wartet wie ein stiller Natur, wie ein Baum oder ein Tier. Es ist mir auf ungezählten Fahrten lieb und vertraut geworden. Ich kenne alle seine Fähigkeiten und Vorzüge, auch seine wenigen kleinen Fehler, es hat mir hundertmal genützt und mich hundertmal gefreut und vergnügt, und ich habe es geschont und gepflegt, mit Zier verpackt und mit schönen Farben bemalt.

Da schwimmt es heiter und ziellos, wartet auf mich und schaut nach mir aus. Ich setze zu ihm zurück und flattere triefend und erschöpft über Bord, ziehe die Ruder ein und lege mich der Länge nach auf den Boden. Nach in der Sommerhitze zu liegen ist mir eine Bohnen. Da geht der Sonnenbrand durch Haut und Fleisch bis ins Mark, und wenn es zu heiß wird, braucht man nur einen raschen Sprung zu tun und liegt so gleich im kühlen, klaren Wasser. Zu Anfang des Sommers, wenn der Leib noch weich und fleischgewohnt ist, gibt es kleine Beschwerden; da brennt die Haut und rötet sich und schält sich ab. Dann aber wird sie fest und braun und sonnensicher, und dann kommt die Zeit, da der Leib seiner selbst froh wird und in animalischem Wohlsein atmet und gedeiht und Sonne, Wasser und Luft als feinsten Gleichgewicht fühlt. Dann hört auch die Empfindung der Einheit von Seele und Leib auf, ein peinliches Abhängigkeitsgefühl zu sein. Denn wie der Körper sich frei und wohl und sicher fühlt, so legt die Seele das Kleid der Gewohnheit und Alltätigkeit von sich, atmet erlöst und frei,

lehrt zu heimatischen Quellen. Auch, wird dankbares Kind der Erde und Sonne, fühlt Verwandtschaft mit allem Lebenden und lernt die Sprache der Mutter Erde wieder verstehen. Sie wird Kind, Welle, Wolke, Lied, sie singt und träumt, sie erlebt Sagen und Wunder. Wie alle Dichtung Erinnerung ist, so sind die festesten Regungen und phantastischen Träume, die in solchen Sonnenstunden in uns spielen, Erinnerungen an fernste Ehemals, an Schöpfung und Urzeit, an den „Geist“ über den Wassern ...

Ein leiser Lustzug weht mich auf. Der See beginnt sich in unendlich feinen, zarten Linien zu kräuseln, die Wellen über dem Gebirge haben sich vereinigt und wachsen mit stummer Eile himmelan, werden dunkel und drohend. Bald wird es Donner und Wind geben, vielleicht Sturm. Wie das im Luftreich arbeitet, strebt und brüht! In Eile werfe ich die Kleider an, lege die Ruder aus und trete die Heimfahrt an. Das Seegekräusel wird zum Wellenschlag, doch sind die Wellen noch klein und rund und geben wenig Widerstand. Mein gutes Boot fährt rasch darüber hin, und ehe noch die ersten Regentropfen fallen und das Wasser am Ufer zu branden beginnt, sind wir im Hafen.

Heimkehrend, finde ich Bücher, Briefe und Rechnungen auf meinem Tische liegen, sanft ungerührt zu arbeiten an und werfe nach einer Viertelstunde das ganze Zeug wieder von mir. Das Verständnis für die Notwendigkeit dieser irdischen Dinge ist mir noch immer nicht wiedergekehrt. Draußen ist ein wütender Gewitterregen ausgebrochen, die Dorfstraße ist ein gelber Bach, und die Dächer glitzern weiß von den aufspritzenden Güssen. Draußen überm See blüht und donnert es prächtig, und mich hält wie in Anbändel bei diesem Toben ein übermächtiges Frohgefühl. Weisend ziehe ich hohe Stiefel und eine Ledjacke an, brühe den Riß auf den Kopf und wandere ohne Ziel in das laute, herrlich zürnende Gewitter hinaus.

Doppelter Funderlohn

Wie ein Märchen hört sich die wahre Geschichte an, die portugiesische Zeitungen berichten. Im Hafen von Oporto fand ein 17jähriges Mädchen eine in Lappen gewickelte Kiste mit 86.700 Escudos. Das Mädchen erhielt einen hohen Funderlohn und wurde jetzt von dem Sohn des Mannes, der das Geld verloren hatte, zum Traualtar geführt.

Dichter, Kämpfer, Dulder

Vor 420 Jahren, am 29. August, starb Ritter Ulrich von Hutten

Vor vier Jahrhunderten stand die deutsche Nation voran in den großen Kämpfen, die um eine geistige Erneuerung Europas ausgetragen wurden. Einer der mutigsten und unerschrockensten Kämpfer für Selbstfreiheit in jenem Zeitalter der Renaissance und Reformation war Ulrich von Hutten, der vor jetzt 420 Jahren auf der Insel Uken im Züricher See starb. Er ist 35 Jahre alt, doch ein durch Kämpfe und Leiden ungeheuer schweres Leben lag hinter ihm. Eigene Unruhe und Verfolgungen, die sein Treutum und seine Kühnheit ihm eintrugen, hatten ihn rastlos umhergetrieben. Als zehnjähriger Knabe kam er ins Stift nach Aulda, sieben Jahre später entflohr er, um nicht Mönch werden zu müssen. Er wurde ein fahrender Scholast, der an vielen hohen Schulen Deutschlands studierte, dann ein Ritter, der das Schwert wie die Feder schneidig zu führen wußte. Er kämpfte für Kaiser Maximilian I. In ganz Deutschland wurde sein Name berühmt, als er für den Humanismus und die Freiheit des Handels mit den Dominikaner-Mönchen durch hunderttausende lateinische Streichschriften Partei ergriff. Eine Reise nach Italien (1515/17) erweckte in ihm heißen Eifer zum Kampf für die Befreiung Deutschlands vom kirchlichen

und politischen Joch. 1517 krönte Kaiser Maximilian den Heimgesetzten in Augsburg zum Dichter. 1519 machte Hutten den Zug des Schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Württemberg mit, der seinen Vetter ermordet hatte, wobei er Franz von Sickingen kennen lernte und zum Freund gewann. Im folgenden Jahr trat er auch in Beziehung zu Luther. Von Rom aus verfolgt mußte der Dichter bei Franz von Sickingen Schutz suchen und richtete nun durch seine deutschen Schriften flammende Bedrücke an das deutsche Volk zum Kampf gegen die Hierarchie. Sein Wahlpruch lautete: „Ich hab's gewagt!“ In den Sturz seines Beschützers verwickelt, mußte Hutten in die Schweiz fliehen. Der Reformator Zwingli gewährte dem von schwerer Krankheit niedergeworfenen Streiter eine Freistadt, wo er vor dem bitteren Ende noch einmal rasten konnte.

Hutten's lateinische und deutsche Dichtungen und Prosaschriften sind durchsichtig von Begeisterung und Leidenschaft, bald von heiligem Ernst, bald von scharfer Satire. Der unermüdete Kämpfer, der die Hälfte seiner kurzen Lebenszeit körperlich schwer litt, war voll Feuer und Kraft. Vom Haß umtobt und verfolgt, rief er dennoch: „Es ist eine Lust zu leben!“

Sturmlied

Ich bin über Felsen gesprungen,
Hab keine Gräben gescheut.
Hab um die Wahrheit gerungen
Und keinen Irrtum bereut.
Ja, wollte das Herz mir zerspringen,
Hab ich geküßt und gelacht.
Vergaß doch niemals das Singen,
Hab tapfer vorwärts gemacht.
Verschenke ich Frucht auch und Segen,
So schweig ich doch von der Müß.
Oft habe ich schlaflos gelegen,
Es fand mich tätig die Früh.
Nur ich mich weiter auch schlagen,
Es schweige das Klagen still.
Mein Leben soll singen und lachen,
Das schöne Wortlein: „Ich will!“
Ernst Brokmann.

Die Frau, die alle Schuld auf sich nahm

Eine originelle Scheidungs-Geschichte mit sehr unerwartetem Ausgang spielte sich jetzt vor einem Pariser Gericht ab. Ein Ingenieur gab seine Absicht bekannt, seine Ehe trennen zu lassen und schickte der zukünftigen Ehefrau eine sammentweise die eigene Frau, die in diskreter Kleidung erschien und sich schluchzend beschuldigte, ein wahres Ungeheuer zu sein. Ihren Mann verfolge sie nur zu gut und begreife auch, daß er nicht länger an ihrer Seite leben wollte. Wegen sie alle Schuld auf sich nehme.

Die zwar erkannten, aber doch begreifenden Beamten nahmen die wilden Selbstbeschuldigungen zur Kenntnis und leiteten das Verfahren ein. Doch ihr Staunen steigerte sich zur Verblüffung, als ganz unerwartet ein Scheidungsbegehren von der Gattin des Ingenieurs einlief, in dem diese bringend und gestützt auf zahlreiche Beweise verlangte, von ihrem Mann geschieden zu werden. Gleichzeitig forderte sie, daß man den Beklagten zum schuldigen Teil erklären möge.

Der offensbare Widerspruch klang sich erst auf, als man die beiden klagenden Teile vor Gericht lud und gegenüberstellte. Jetzt sah man überrascht, daß die klagende Ehefrau nicht die geringste Ähnlichkeit mit jener so schuldbehafteten, weinenden Dame besaß, die vor einiger Zeit in offener Seelenqual ein Bekenntnis ihrer Bosartigkeit abgegeben hatte. In die Enge getrieben, sah sich der Ingenieur schließlich gezwungen, zu gestehen, daß jene Frau seine Verlobte und künftige Gattin war, deretwegen er seine augenblickliche Ehe trennen wollte. Zur Vereinfachung der Formalitäten und Vermeidung von Schwierigkeiten hatte er sie hinter dem Rücken seiner echten Frau und ohne deren Wissen als schuldige Stünderin vorgestellt.

Daß diese Ehe jetzt sehr rasch — aber zu seinen Ungunsten — geschieden wurde, ist selbstverständlich. Außerdem dürfte dieser ungewöhnliche Akt von Selbsthilfe noch ein Nachspiel vor dem Strafgericht haben.

Reform-Hochzeit in einer Familie

Einen nicht alltäglichen Reform erlebte eine kleine Stadt in der Nähe von Upsala. Dort feierten an einem Tage die sechs Kinder eines Schlossermeisters ihre Hochzeitsfeier, und zwar vier Töchter und zwei Söhne.

Bernsteinfunde auf Siddensee

Beträchtlich mehr als in den vergangenen Jahren wird in diesem Sommer am Strande der Ostseefest Siddensee Bernsteine gefunden. Stöße bis zum Gewicht von 150 Gramm sind keine seltenen Funde. Jetzt fand ein Einwohner ein fast großes Stück Bernstein von vollkommen fehlerfreier Beschaffenheit. Meist wird der Bernstein unter dem Seearas oder in dieses verwickelt aufgefunden.

Brief an einen Freund

Die Musik klingt immer in uns nach ...

Erinnerungen an Wuppertaler Konzerte und unser Orchester

Lieber Heinz! In deinem letzten Brief hast Du mich darum, Dir doch einmal etwas Neues von unserem Stadtkonzert zu erzählen, und Du erinnerst mich an jene ungeschätzten glücklichen Stunden, in denen wir uns gemeinsam an dem Musizieren dieser vorzüglichen Künstlergilde beteiligten. Jetzt liegt Du nun schon lange im Osten, erlebst Kämpfe, Entbehrungen und Strapazen in vielfach wechselnder Form. Trotz allem Schrecken und Gefahr hast Du jedoch, wie Du schreibst, gelegentlich einmal ruhige Tage, an denen Du zur Besinnung kommst. Und das ist es eben, als finge noch jene Musik aus jenen langvergangenen Jahren in Dir fort. Melodien und Themen fallen Dir wieder ein, eine Symphonie oder eine Oper taucht in der Erinnerung auf, Gesichter und Szenen werden wieder lebendig.

Weißt Du, ich glaube, es ist für einen Menschen, der die Musik liebt und sie bewußt aufzunehmen vermag, das größte Glück, wenn er einmal in der Lage ist, in der Erinnerung an jene verlorenen, sondern es lebt ganz im Gegenteil in der Erinnerung an ihn fort. Es kann sein, daß eine bestimmte Melodie, die man zufällig im Rundfunk, auf der Straße oder sonst irgendwo hört, musikalische Gedanken-Verbindungen wachruft, und Du hast sofort nicht nur das Werk, sondern auch das ganze Konzert vor sich mit seinem besonderen, eigenen Stimmungsbild, das nach und nach sich in der Erinnerung festsetzt. Wie Du auch immer sein magst, ja, im entferntesten Zusammenhang der Zeit kann sich ein Gedanke wieder, der sich einem Anlaß plötzlich eine musikalische Idee „anfringt“. Du wirst wieder jung, hast wieder in fernen Kassen, mit tadellos geordnetem Scheitel und lebendigem Schallstrahl auf der Galerie unserer Elberfelder Stadthalle (natürlich in der dritten Reihe) und wartest auf den nächsten Herzschlag und den nächsten Augenblick, der dich wieder zum Beginn des Konzerts führt.

Ach, wie herrlich ist doch immer schon das Stimmen der Instrumente! Gewiß, da gibt es besondere Stimmungen, in denen unsere Meister bereits ihre „Werkzeuge“ einer ersten, groben Stimmung unterzogen haben. Aber im Saal, wo die eigenen Temperatur-Verhältnisse dies nicht möglich, geht es dann doch erst richtig los! Und dieses Geräusch möchten wir keinesfalls missen. Wie dich darum, wie der bestimmte Beweis dafür ist, daß wir nun keine Angst der Erde mehr an dem kommenden Beginn des Konzerts haben können.

Denn bis es soweit war, bis wir als Jungen wirklich dort oben sitzen konnten, mußten erst doch allerlei Schwierigkeiten überwunden werden. Die Schularbeiten wollten erledigt sein, die „finanzielle Frage“ mußte geklärt, die Eintrittskarte besorgt werden. Und dann gehörte für uns musikalische Begeisterer ja noch Abkühlung auch die Partitur dazu. Wieviel gab es wohl bei den Bekannten, Freunden oder Schulfreunden ein leichtes Kopfschütteln, wenn wir unsere Großen in Studienpartituren oder Klavierauszüge anlegten, statt in Holographen, Eis, Schokolade oder Raballer-Geschäften für ein kleines Madel. Aber nein, die Partitur mußten wir haben, und ohne innere Vorbereitung können wir damals in kein Konzert. Wie sehr ist das gerade der feste Grund, daß uns die Musik so tief im Herzen antrah und unerschütterlich nachschwingt bis heute in jene tröstlichen ruffischen Stücken hinein.

Ja, und in jenen allseitigen Jugendentagen, die nun schon so lange verfließen sind, blühte die Liebe zum Orchester auf, zu „unserem“, zum Wuppertaler Orchester.

War es zuerst die Instrumente oder zuerst die Musiker, die uns anregten? Ich weiß es nicht. Wir kannten sie alle von Anfang an, jene Künstler, auch wenn sie noch so still, bescheiden und unauffällig ihren Dienst versahen, sahen wir etwas: am dritten Punkt der Bräuterei. Die älteren Herren, leicht grau und gleichsam in laute, „musikalischen Kämpfe“ und besten Situationen erprobt und bewährt, erweckten bei uns eine nicht geringere Anteilnahme als die jungen, der Temperament überdäumenden Kräfte mit hübschen Bewegungen. Möchten gerade diese, da wir selbst noch jung waren, vielleicht auch unsere besonders wertvolle Sympathie haben, erkannten wir doch schon bald, daß zu einem gefunden Leben — wie überall — eine glückliche Harmonie von jugendlich drängendem Lebensdrang und der Erfahrungsbereitschaft und der absehbaren Weisheit des Alters gehört. Wesentlich ist ja nur, daß bei beiden, Jüngern wie Älteren, tief im Herzen die Leidenschaft zur Kunst als bester Flamme brennt! Hier bilden Jahre keinen Unterschied. Der große Künstler bewahrt sich bis ins Alter, bis ihm der Tod die Hand von seinem geliebten Instrumente zieht, jene lebende Seele echter Kunst-Begeisterung!

Und gerade das lag uns auch am Orchester so an, daß man hier das Gefühl einer wirklich fruchtbaren, tiefen Gemeinschaft hatte. Ein Orchester ist ja ein unendlich fein abgestimmter Organismus. Da ist jeder Musiker an seinem Platz notwendig und erforderlich. Einer spielt für alle, alle spielen für einen. War es nicht schon Robert Schumann, der einmal daher warnte, daß man etwa auf die eigenen Geigen geringfügig herabsehen: sie seien genau so wichtig, und ohne sie könne ein Orchester eben auch nicht leben.

Wir selbst, lieber Heinz, haben früher viel zusammen musiziert, und nicht nur Du und ich, sondern da kamen noch manche Freunde hinzu. Und denke nur einmal an die herrlichen Lebensstunden und Aufregungen unseres Schüler-Orchesters am Elberfelder Gymnasium! Dort und in jenen ersten Stunden häßlichen Musikunterrichts erleben wir doch schon ganz intensiv das Glück gemeinsamer Begeisterung. Wie viel mehr muß und wird das noch bei unserm Orchester-Musikern der Fall sein, die ja ihr ganzes Leben der Musik verweihen haben.

So fassen wir denn zu Beginn eines jeden Konzerts voll gespannter Erwartung und mit jugendlich aufgeschloßenem und aufnahmefähigem Herzen in der Stadthalle oder „Concordia“. Wir spüren nach den Musikern unserer Orchesters aus, ob auch alle da wären und keiner fehlt, machen uns auf neue Geister aufmerksam, frischen die „Begehung“ durch. Denn zur Liebe zu den Musikern gesellte sich für uns auch und trennbar die Liebe zu den einzelnen Instrumenten. Wir lernten Flöten, Oboen und Klarinetten zu unterscheiden, nicht nur nach ihrem Aussehen, sondern auch nach ihrem Klang. Wenn dann im Konzert im Gewoge des orchestralen Klanges ein Instrument hervortrat, etwa in der „Matthäus-Passion“ die berühmten Flöten-Partien, in Beethovens Überburtin die Klarinetten-Polit einsetzten, das Horn zu Beginn von Bruckners „Kier“ von deutscher Ballistik künste, — dann haben wir uns wohl glücklich strahlend an und ... verstanden uns! Besonders Spannung erfüllte uns immer, wenn ein „neuer Mann“ als Leiter des musikalischen Lebens in

Supplement das Podium betrat. So erinnern wir uns noch recht lebhaft jener, für unser heimisches Musikleben gewissermaßen schicksalhaften Augenblicke und Stunden, als Hermann von Schmelzer kam, und mit einer faszinierenden Wiedergabe von Beethovens „Kier“ siegte, wußte noch, daß Franz von Köhlin in einem seiner ersten Konzerte durch eine geradezu phantastische Begeisterung des Orchesters, mit einem konzertanten Übermaß an allem in Stimmung und Bewegung hervorbrachte, die natürlich auch dem Orchester galt, das hier in vollendetster Disziplin mit hinreichender Schönheit musizierte. Wir erleben aufnahmen den ersten, verheißungsvollen „Start“ Helmut Schenckens, der in der „Concordia“ die „Jüette“ von Brahms in all ihrem wilden Empfindungsreichtum auszuatmen ließ, und waren auch dabei, als Fritz Schumann mit der „Reinhold“ zum ersten Male vor Suppletors Musikfreunde trat.

War das Konzert oder die Oper vorbei (denn auch im Theater galt natürlich ein wesentlicher Teil unseres Interesses dem Orchester), waren die Klänge verflüchtigt, der Saal abgedunkelt, die Türen geschlossen, die Garderoben geleert, dann ließ es uns Augen keine Ruhe. Dann konnten wir nur langsam nach Hause finden, weil das Erlebnis in seiner Fülle erst noch einmal durchgesprochen werden mußte. Vor unserm Geheimnis stand wir noch manchmal die Straße auf- und abgegangen, erinnerten uns gegenseitig an die oder jene besonders schöne Stelle, an einen Höhepunkt des Abends. Am anderen Tag in der Schule schwang dann das Konzert noch in uns nach. Wir berichteten unseren Freunden und Bekannten, verdrängten sie gelegentlich zu begreifen. Dieses Bedürfnis, uns nach den empfangenen Eindrücken gegenseitig auszuatmen, blieb auch später. Dann lebten wir uns als Männer wohl in irgendeiner kleinen begabten Gaststätte, schlugen gelegentlich noch einmal in der Partitur nach und erlebten uns in der Erinnerung zum zweiten Male an jenen musikalischen Schönen ...

Im Sommer ging es dann fast jede Woche ein- oder zweimal zum Johannisberg, wo das Orchester im Garten spielte und lebhafte Reden bot. Auch hier waren unsere Musiker treu und fleißig ihren Plätzen. Gewiß: einseitigen Urlaub gefahren, und andere Musiker, die wir dann immer im Stillen beneideten, waren zur Mitwirkung bei den Baudreier-Festspielen berufen. Aber das Respekt für uns Jungen war hier nicht zuletzt, daß man in diesen beliebten Konzerten unser Orchester immer noch intim, menschlicher und persönlicher erlebte, als wenn die Herzen im Saal auf dem Podium schlugen. Hier im Garten saßen wir wie auch vorher, in der Pause miteinander plaudernd, rauchend und die innere Hitze mit einem kühlen Getränk ausgleichend. Nicht nur das, sondern auch junge Damen, sondern auch bezaubernde junge Frauen kamen, um das Orchester zu hören, und waren froh, wenn die Geduld wieder einmal abgewendet war und das Orchester weiter seine kulturellen Aufgaben im Wuppertaler Leben erfüllte konnte.

Ja, lieber Heinz, auch heute noch lebt unter geliebten Orchester, trotz allem Schrecken, was unsere Heimat durchgemacht hat. Es lebt und wird weiter musizieren, wird „allen Gewalten zum Trotz“ sich erheben! Die Konzerte, die in diesen Wochen im Zoo stattfinden, sind ein deutlicher Beweis dieses ungebrochenen Lebenswillens. Das wußtest Du ja wohl wissen. Dein Brief und eines dieser Konzerte, das ich jetzt beschreibe, rufen alle diese alten Erinnerungen wieder in mir wach. Da sah ich unsere Musiker, die damals in der ersten Reihe saßen, und schied doch auch viele von ihnen, „alten Rappen“, die unsere jungen Herzen schon vor Jahrzehnten mit Begeisterung für die Musik erfüllten.

Wir wollen dankbar sein, daß es auch heute noch Musiker gibt, die mit gleichem Verständnis und gleicher Aufnahmefähigkeit, mit dem gleichen Verantwortungsbewußtsein und können wie einst ihren Dienst ausüben, auf daß bei uns auch in dieser ersten Zeit die Stimme unserer besten deutschen Musik erklinge! Wir aber wollen uns auch ferner unsere alte Liebe zum Orchester bewahren und sie unseren Kindern weitergeben. Ich grüße Dich in alter, treuer Verbundenheit ...
E.-G. R.

„Renaissance der Liebe“

Modernes Theater, Oberhausen

Eine echte Film-Operette, die ein heiteres Spiel unter hübschen der leichtglühenden Musik vorträgt, in einer großzügigen dekorativen Rahmen gestellt, mit reichlichen Neu-Ebenen und — als netten Einsatz — mit einem Bild auf den Wiener und Berliner Aquarelle. Johannes Seesters und Dora Komar, beide charmant und liebenswürdig wie immer, Richard Krieger, Axel von Ambler, Hans Wöler, Richard Romanowski und die schillernde Musik Michael Jarda, die dem Publikum weichen Wert einen starken Erfolg.

„Mündhausen“

Obin-Palast, Oberhausen

Der große Ufa-Film „Mündhausen“, das bezaubernde Spiel der Farben und der Panoramen, geht schon in die dritte Woche, ein Beweis mehr, daß dieses Meisterwerk deutscher Filmkunst allgemein gefallen findet.

Der Rundfunk am Sonntag, dem 29. August, Reichsprogramm: 8-8.30 Uhr Orgelkonzert von Joh. Seb. Bach und Georg Böhm (an der Orgel Johannes Vierling). — 9-10 Uhr Bunte Klänge zum Sonntagmorgen. — 10.10 bis 11 Uhr Vom großen Vaterland. — 11.05-11.30 Uhr Jugendschere klingen. — 11.30-12.30 Uhr Romantische Weisen. — 12.40-1.10 Uhr Das deutsche Volkslied. — 1.40 bis 1.50 Uhr Radio-Reportage. — 1.50-2.10 Uhr Sommerliches Konzert der Berliner Philharmoniker (Karl Schumann). — 2.10-2.30 Uhr. — 2.30-2.45 Uhr. — 2.45-3.00 Uhr. — 3.00-3.15 Uhr. — 3.15-3.30 Uhr. — 3.30-3.45 Uhr. — 3.45-4.00 Uhr. — 4.00-4.15 Uhr. — 4.15-4.30 Uhr. — 4.30-4.45 Uhr. — 4.45-5.00 Uhr. — 5.00-5.15 Uhr. — 5.15-5.30 Uhr. — 5.30-5.45 Uhr. — 5.45-6.00 Uhr. — 6.00-6.15 Uhr. — 6.15-6.30 Uhr. — 6.30-6.45 Uhr. — 6.45-7.00 Uhr. — 7.00-7.15 Uhr. — 7.15-7.30 Uhr. — 7.30-7.45 Uhr. — 7.45-8.00 Uhr. — 8.00-8.15 Uhr. — 8.15-8.30 Uhr. — 8.30-8.45 Uhr. — 8.45-9.00 Uhr. — 9.00-9.15 Uhr. — 9.15-9.30 Uhr. — 9.30-9.45 Uhr. — 9.45-10.00 Uhr. — 10.00-10.15 Uhr. — 10.15-10.30 Uhr. — 10.30-10.45 Uhr. — 10.45-11.00 Uhr. — 11.00-11.15 Uhr. — 11.15-11.30 Uhr. — 11.30-11.45 Uhr. — 11.45-12.00 Uhr. — 12.00-12.15 Uhr. — 12.15-12.30 Uhr. — 12.30-12.45 Uhr. — 12.45-1.00 Uhr. — 1.00-1.15 Uhr. — 1.15-1.30 Uhr. — 1.30-1.45 Uhr. — 1.45-2.00 Uhr. — 2.00-2.15 Uhr. — 2.15-2.30 Uhr. — 2.30-2.45 Uhr. — 2.45-3.00 Uhr. — 3.00-3.15 Uhr. — 3.15-3.30 Uhr. — 3.30-3.45 Uhr. — 3.45-4.00 Uhr. — 4.00-4.15 Uhr. — 4.15-4.30 Uhr. — 4.30-4.45 Uhr. — 4.45-5.00 Uhr. — 5.00-5.15 Uhr. — 5.15-5.30 Uhr. — 5.30-5.45 Uhr. — 5.45-6.00 Uhr. — 6.00-6.15 Uhr. — 6.15-6.30 Uhr. — 6.30-6.45 Uhr. — 6.45-7.00 Uhr. — 7.00-7.15 Uhr. — 7.15-7.30 Uhr. — 7.30-7.45 Uhr. — 7.45-8.00 Uhr. — 8.00-8.15 Uhr. — 8.15-8.30 Uhr. — 8.30-8.45 Uhr. — 8.45-9.00 Uhr. — 9.00-9.15 Uhr. — 9.15-9.30 Uhr. — 9.30-9.45 Uhr. — 9.45-10.00 Uhr. — 10.00-10.15 Uhr. — 10.15-10.30 Uhr. — 10.30-10.45 Uhr. — 10.45-11.00 Uhr. — 11.00-11.15 Uhr. — 11.15-11.30 Uhr. — 11.30-11.45 Uhr. — 11.45-12.00 Uhr. — 12.00-12.15 Uhr. — 12.15-12.30 Uhr. — 12.30-12.45 Uhr. — 12.45-1.00 Uhr. — 1.00-1.15 Uhr. — 1.15-1.30 Uhr. — 1.30-1.45 Uhr. — 1.45-2.00 Uhr. — 2.00-2.15 Uhr. — 2.15-2.30 Uhr. — 2.30-2.45 Uhr. — 2.45-3.00 Uhr. — 3.00-3.15 Uhr. — 3.15-3.30 Uhr. — 3.30-3.45 Uhr. — 3.45-4.00 Uhr. — 4.00-4.15 Uhr. — 4.15-4.30 Uhr. — 4.30-4.45 Uhr. — 4.45-5.00 Uhr. — 5.00-5.15 Uhr. — 5.15-5.30 Uhr. — 5.30-5.45 Uhr. — 5.45-6.00 Uhr. — 6.00-6.15 Uhr. — 6.15-6.30 Uhr. — 6.30-6.45 Uhr. — 6.45-7.00 Uhr. — 7.00-7.15 Uhr. — 7.15-7.30 Uhr. — 7.30-7.45 Uhr. — 7.45-8.00 Uhr. — 8.00-8.15 Uhr. — 8.15-8.30 Uhr. — 8.30-8.45 Uhr. — 8.45-9.00 Uhr. — 9.00-9.15 Uhr. — 9.15-9.30 Uhr. — 9.30-9.45 Uhr. — 9.45-10.00 Uhr. — 10.00-10.15 Uhr. — 10.15-10.30 Uhr. — 10.30-10.45 Uhr. — 10.45-11.00 Uhr. — 11.00-11.15 Uhr. — 11.15-11.30 Uhr. — 11.30-11.45 Uhr. — 11.45-12.00 Uhr. — 12.00-12.15 Uhr. — 12.15-12.30 Uhr. — 12.30-12.45 Uhr. — 12.45-1.00 Uhr. — 1.00-1.15 Uhr. — 1.15-1.30 Uhr. — 1.30-1.45 Uhr. — 1.45-2.00 Uhr. — 2.00-2.15 Uhr. — 2.15-2.30 Uhr. — 2.30-2.45 Uhr. — 2.45-3.00 Uhr. — 3.00-3.15 Uhr. — 3.15-3.30 Uhr. — 3.30-3.45 Uhr. — 3.45-4.00 Uhr. — 4.00-4.15 Uhr. — 4.15-4.30 Uhr. — 4.30-4.45 Uhr. — 4.45-5.00 Uhr. — 5.00-5.15 Uhr. — 5.15-5.30 Uhr. — 5.30-5.45 Uhr. — 5.45-6.00 Uhr. — 6.00-6.15 Uhr. — 6.15-6.30 Uhr. — 6.30-6.45 Uhr. — 6.45-7.00 Uhr. — 7.00-7.15 Uhr. — 7.15-7.30 Uhr. — 7.30-7.45 Uhr. — 7.45-8.00 Uhr. — 8.00-8.15 Uhr. — 8.15-8.30 Uhr. — 8.30-8.45 Uhr. — 8.45-9.00 Uhr. — 9.00-9.15 Uhr. — 9.15-9.30 Uhr. — 9.30-9.45 Uhr. — 9.45-10.00 Uhr. — 10.00-10.15 Uhr. — 10.15-10.30 Uhr. — 10.30-10.45 Uhr. — 10.45-11.00 Uhr. — 11.00-11.15 Uhr. — 11.15-11.30 Uhr. — 11.30-11.45 Uhr. — 11.45-12.00 Uhr. — 12.00-12.15 Uhr. — 12.15-12.30 Uhr. — 12.30-12.45 Uhr. — 12.45-1.00 Uhr. — 1.00-1.15 Uhr. — 1.15-1.30 Uhr. — 1.30-1.45 Uhr. — 1.45-2.00 Uhr. — 2.00-2.15 Uhr. — 2.15-2.30 Uhr. — 2.30-2.45 Uhr. — 2.45-3.00 Uhr. — 3.00-3.15 Uhr. — 3.15-3.30 Uhr. — 3.30-3.45 Uhr. — 3.45-4.00 Uhr. — 4.00-4.15 Uhr. — 4.15-4.30 Uhr. — 4.30-4.45 Uhr. — 4.45-5.00 Uhr. — 5.00-5.15 Uhr. — 5.15-5.30 Uhr. — 5.30-5.45 Uhr. — 5.45-6.00 Uhr. — 6.00-6.15 Uhr. — 6.15-6.30 Uhr. — 6.30-6.45 Uhr. — 6.45-7.00 Uhr. — 7.00-7.15 Uhr. — 7.15-7.30 Uhr. — 7.30-7.45 Uhr. — 7.45-8.00 Uhr. — 8.00-8.15 Uhr. — 8.15-8.30 Uhr. — 8.30-8.45 Uhr. — 8.45-9.00 Uhr. — 9.00-9.15 Uhr. — 9.15-9.30 Uhr. — 9.30-9.45 Uhr. — 9.45-10.00 Uhr. — 10.00-10.15 Uhr. — 10.15-10.30 Uhr. — 10.30-10.45 Uhr. — 10.45-11.00 Uhr. — 11.00-11.15 Uhr. — 11.15-11.30 Uhr. — 11.30-11.45 Uhr. — 11.45-12.00 Uhr. — 12.00-12.15 Uhr. — 12.15-12.30 Uhr. — 12.30-12.45 Uhr. — 12.45-1.00 Uhr. — 1.00-1.15 Uhr. — 1.15-1.30 Uhr. — 1.30-1.45 Uhr. — 1.45-2.00 Uhr. — 2.00-2.15 Uhr. — 2.15-2.30 Uhr. — 2.30-2.45 Uhr. — 2.45-3.00 Uhr. — 3.00-3.15 Uhr. — 3.15-3.30 Uhr. — 3.30-3.45 Uhr. — 3.45-4.00 Uhr. — 4.00-4.15 Uhr. — 4.15-4.30 Uhr. — 4.30-4.45 Uhr. — 4.45-5.00 Uhr. — 5.00-5.15 Uhr. — 5.15-5.30 Uhr. — 5.30-5.45 Uhr. — 5.45-6.00 Uhr. — 6.00-6.15 Uhr. — 6.15-6.30 Uhr. — 6.30-6.45 Uhr. — 6.45-7.00 Uhr. — 7.00-7.15 Uhr. — 7.15-7.30 Uhr. — 7.30-7.45 Uhr. — 7.45-8.00 Uhr. — 8.00-8.15 Uhr. — 8.15-8.30 Uhr. — 8.30-8.45 Uhr. — 8.45-9.00 Uhr. — 9.00-9.15 Uhr. — 9.15-9.30 Uhr. — 9.30-9.45 Uhr. — 9.45-10.00 Uhr. — 10.00-10.15 Uhr. — 10.15-10.30 Uhr. — 10.30-10.45 Uhr. — 10.45-11.00 Uhr. — 11.00-11.15 Uhr. — 11.15-11.30 Uhr. — 11.30-11.45 Uhr. — 11.45-12.00 Uhr. — 12.00-12.15 Uhr. — 12.15-12.30 Uhr. — 12.30-12.45 Uhr. — 12.45-1.00 Uhr. — 1.00-1.15 Uhr. — 1.15-1.30 Uhr. — 1.30-1.45 Uhr. — 1.45-2.00 Uhr. — 2.00-2.15 Uhr. — 2.15-2.30 Uhr. — 2.30-2.45 Uhr. — 2.45-3.00 Uhr. — 3.00-3.15 Uhr. — 3.15-3.30 Uhr. — 3.30-3.45 Uhr. — 3.45-4.00 Uhr. — 4.00-4.15 Uhr. — 4.15-4.30 Uhr. — 4.30-4.45 Uhr. — 4.45-5.00 Uhr. — 5.00-5.15 Uhr. — 5.15-5.30 Uhr. — 5.30-5.45 Uhr. — 5.45-6.00 Uhr. — 6.00-6.15 Uhr. — 6.15-6.30 Uhr. — 6.30-6.45 Uhr. — 6.45-7.00 Uhr. — 7.00-7.15 Uhr. — 7.15-7.30 Uhr. — 7.30-7.45 Uhr. — 7.45-8.

This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf of a book. The paper has a slightly textured appearance with some minor discoloration and small dark spots, possibly due to age or handling. A vertical crease is visible near the right edge, suggesting it was once part of a bound volume. The overall tone is a warm, off-white or light beige.

